

Eine zureichende Qualifikation stärkt das Vertrauen der Menschen, wachsen den Anforderungen selbst gerecht zu werden, und vermindert die Notwendigkeit und das Bewusstsein, auf Hilfen angewiesen zu sein. Eine geringere soziale Selektivität und eine höhere Effektivität des Bildungswesens setzen produktive Kräfte frei und zehren nicht, wie die sozialpolitische Umverteilung, von Produktionsergebnissen. Letztlich werden verbesserte Bildungsbemühungen durch einen Ausbau von Vorschulen, Schulen und außerschulischer Bildung die Verteilung der Einkommen angleichen. Verlassen nämlich weniger gering Qualifizierte die Bildungseinrichtungen, so vermindert sich der lohndrückende Wettbewerb um die seltener werdenden Arbeitsplätze für sie. Sind immer mehr Qualifizierte unter den Bildungsabsolventen, dann sinkt der lohnsteigernde Mangel an Fachkräften.

Weiterführende Literatur

Bundeszentrale für Politische Bildung (Hg.) (2009): *Themenheft Soziale Gerechtigkeit*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft 47.

Das Heft vermittelt konzeptionell und empirisch den aktuellen Diskussionsstand zur sozialen Gerechtigkeit.

Chassé, Karl August (2010): *Unterschichten in Deutschland*, Wiesbaden: VS.

Im Buch wird, auch anhand von Textauszügen aus anderen Werken, mit umfassenden Bezügen zur Ungleichheitssoziologie die Frage erörtert, ob und ggf. wieso sich eine neue Unterschicht herausbildet.

Druyen, Thomas/Lauterbach, Wolfgang/Grundmann, Matthias (Hg.) (2009): *Reichtum und Vermögen*, Wiesbaden: VS.

Die einzelnen Beiträge des Bandes behandeln jeweils Einzelaspekte der komplexen Erklärung und empirischen Erforschung von Vermögensungleichheiten.

Geißler, Rainer (2006): *Die Sozialstruktur Deutschlands*, 4. Aufl., Wiesbaden: VS.

Das umfassende, verständlich geschriebene Sozialstruktur-Lehrbuch unter besonderer Berücksichtigung von Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland.

Hradil, Stefan (2001): *Soziale Ungleichheit in Deutschland*, 8. Aufl., Wiesbaden: VS.

Das Standardlehrbuch zur sozialen Ungleichheit in Deutschland.

Kapitel 8

Werte, Milieus und Lebensstile Zum Kulturwandel unserer Gesellschaft

Hans-Peter Müller

1 Einleitung: Wertewandel, Individualisierung und Erlebnisgesellschaft

Jede Gesellschaft weist eine Doppelnatur auf: Zum einen existiert sie als objektive Wirklichkeit in Gestalt ihrer Sozialstruktur. Sozialstruktur* bezeichnet das innere Gefüge und den Aufbau der Gesellschaft, vor allem die soziodemografischen Merkmale wie Bevölkerung, Wirtschaft (Arbeitsmarkt und Erwerbstätigkeit), Bildung, Familie und Lebensformen, aber auch die sozialökonomische Gliederung nach Klassen und Schichten. Zum anderen existiert sie als subjektiv wahrgenommene, mit Sinn und Bedeutung versehene Realität in Gestalt ihrer Kultur. *Kultur* umfasst Wissen und Artefakte, Ideen und Ideale, Werte und Normen, aber auch Einstellungen und Meinungen. Zur Gesellschaft gehört stets der Diskurs über die Gesellschaft. Die Gesellschaft besteht also aus Sozialstruktur und Kultur, aus Faktizität und Normativität, aus Wirklichkeit und Idealität, aus Realität und Reflexion. Das sind gleichsam zwei Seiten einer Medaille.

Die Soziologie als Wissenschaft untersucht die Gesellschaft in ihrer Doppelnatur als Sozialstruktur und Kultur und ist damit selbst Teil der Kultur. Ihre Begriffe und Theorien sind keineswegs unschuldige und neutrale Instrumente, sondern sie werden von der sozialen Wirklichkeit selbst beeinflusst und prägen diese Wirklichkeit mit. Die Gesellschaftsanalyse bliebe blass ohne solche »Gesellschaftsbilder«, die den empirischen Fakten erst Sinn und Bedeutung verleihen und das Verstehen erleichtern. Begriffe wie Industriegesellschaft, Dienstleistungsgesellschaft, Informations- und Wissensgesellschaft geben uns eine erste Vorstellung, in welcher Gesellschaft wir leben (vgl. Kapitel 2: Sozialer Wandel). Auch die in den 1970er- und 1980er-Jahren aufkommenden Begriffe Wertewandel, Individualisierung und Erlebnisgesellschaft markieren solche Gesellschaftsbilder, die das Verständnis der sozialen und kulturellen Wirklichkeit in der alten Bundesrepublik geprägt haben. Wie muss man diese neuen Selbstbeschreibungen verstehen?

Der Gesellschaftsumbruch im Verlauf der Moderne

Die moderne Gesellschaft ging aus drei Revolutionen hervor: der ökonomischen Revolution und der Entstehung des Kapitalismus; der politischen Revolution und der Heraufkunft der Demokratie; der kulturellen Revolution und der Durchsetzung des Individualismus. Alle diese Merkmale – Kapitalismus, Demokratie und Individualismus – charakterisieren bis heute moderne (westliche) Gesellschaften. Aber die ökonomischen, politischen und kulturellen Voraussetzungen für die massenhafte Verwirklichung der damit verbundenen Werte der Freiheit, Gleichheit und Solidarität wurden in Deutschland erst nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffen. Mit der sozialen Marktwirtschaft kam der Wohlstand, mit der Demokratie wurden aus deutschen Untertanen gleichberechtigte Bürger, und mit dem Individualismus wurde eine persönlich gewählte Lebensführung möglich. Allerdings erfolgte dieser Durchbruch zunächst im klassischen Gewand einer industriegesellschaftlich-autoritären Moderne, für die die »Adenauer-Zeit« in Westdeutschland typisch war. Erst im Gefolge von »1968« konnte dieses alte Gewand abgestreift werden. Dafür stehen die drei Stichworte Wertewandel*, Individualisierung* und Erlebnisgesellschaft*.

Um diesen Umbruch genauer zu charakterisieren, seien zunächst die wichtigsten Begriffe definiert (2.). In Abschnitt 3 wird ausführlicher auf den Wertewandel eingegangen, in Abschnitt 4 auf die Individualisierung und die Pluralisierung sozialer Milieus und Lebensstile. In den darauffolgenden Abschnitten geht es dann um den Wandel von Biografien und Lebensläufen (5.) und um die Frage der Säkularisierung oder Rückkehr der Religion (6.). Abschließend wird unter den Stichworten Knappheit, Unsicherheit und Flexibilität ein Ausblick auf denkbare weitere Entwicklungen gegeben.

2 Begriffsdefinitionen

Werte und Wertewandel

Werte* bezeichnen ganz allgemein »Vorstellungen vom Wünschenswerten« (Clyde Kluckhohn). In der Ökonomie versucht man, den Wert des gewünschten Gutes über seine Knappheit zu messen. Alles, was knapp ist, so die ökonomische Werttheorie, ist auch wertvoll und erzielt hohe Preise, weil es stark nachgefragt wird. Doch auch im Bereich der Kultur spricht man von Werten. Kulturelle Werte als Vorstellungen vom Wünschenswerten verkörpern Gutes, Schönes und Wahres und fungieren als Maßstäbe für richtiges und anständiges Handeln. Werte gelten im Vergleich zu Bedürfnissen und Interessen als höherrangig. Ein Wert, den ein

Mensch verinnerlicht hat, gilt um seiner selbst willen und wirkt im Handeln wie eine Verpflichtung. Er kann sogar als »heilig« gelten, so dass Menschen bereitwillig Opfer bringen oder ihr Leben aufs Spiel setzen. Der religiöse Mensch, der an Gott glaubt, wird seine Lebensführung an religiösen Werten ausrichten, um ein Gott wohlgefälliges Leben zu leben. Auch säkulare Werte können diesen »heiligen Status« erlangen. Der patriotische Soldat, der sein Vaterland liebt, wird in den Krieg ziehen und kämpfen, auch wenn er im Kampf umkommt.

Obwohl internalisierte Werte tief sitzende und dauerhafte Dispositionen und Haltungen sind, ändern sie sich über die Zeit. Ein solcher Wertewandel* kommt in zwei Versionen vor: Zum einen können sich Sinn und Bedeutung eines Wertes selbst verändern. So kann man unter Gleichheit in erster Linie Chancengerechtigkeit verstehen wie in liberalen Gesellschaften. Oder man drängt auf Ergebnissgleichheit wie in sozialistischen Gesellschaften. Im ersten Fall geht es um die Chancengleichheit im Wettbewerb um knappe Güter, im zweiten um die Gleichverteilung dieser Güter selbst. Zum anderen – und nur in diesem Sinne soll Wertewandel im Folgenden betrachtet werden – kann man den Übergang von einem Werteensemble zu einem anderen beobachten, so etwa den Rückgang der Pflichtwerte zugunsten von Selbstverwirklichungswerten oder den Übergang von materialistischen zu postmaterialistischen Werten.

Soziale Milieus und Lebensstile

Unter sozialen Milieus* versteht man Gruppierungen von Menschen mit ähnlichen Werthaltungen, Mentalitäten und Lebensstilen und einer geteilten räumlich-sachlichen Umwelt (wie Stadtviertel, Region, Beruf, Bildung und Erziehung, Politik, Kultur). Bei kleineren Milieus kommt eine Art »Wir-Gefühl« und ein erhöhter Binnenkontakt hinzu, der für sozialen Zusammenhalt sorgt. Soziale Milieus sind anders geartert als soziale Klassen und Schichten, die sich eher durch gemeinsame sozioökonomische Lebenslagen und Ressourcen auszeichnen. Sicher gibt es auch heute noch Klassenmilieus wie das Arbeitermilieu, doch deren Grenzen werden immer unschärfer. Häufig genug überschreiten Milieus die Grenzen von Klasse* und Schicht* wie etwa im katholischen Milieu, in dem der katholische Arbeiter wie der katholische Unternehmer zu Hause sind. Auch wenn sie eine sozialstrukturelle Basis haben, sollten Milieus eher, wenn auch nicht ausschließlich, als sozialkulturelle Einheiten verstanden werden. Zu einem sozialen Milieu gehören aber auch über gemeinsame Kulturmuster von Freizeit-, Konsum- und Lebensstilen hinausgehende Elemente, die in der Regel kein »Wir-Gefühl« und keine verstärkte Binnenkommunikation erzeugen können. Der Milieubegriff ist somit offener als der Klassen- und Schichtbegriff.

*Lebensstile** kann man »als raum-zeitlich strukturierte Muster der Lebensführung fassen, die von Ressourcen (materiell und kulturell), der Familien- und Haushaltsform und den Werthaltungen abhängen. Die Ressourcen umschreiben die *Lebenschancen*, die jeweiligen Optionen und Wahlmöglichkeiten; die Haushalts- und Familienform bezeichnet die *Lebens-, Wohn- und Konsumeinheit*; die Werthaltungen schließlich definieren die vorherrschenden *Lebensziele*, prägen die Mentalitäten und kommen in einem spezifischen Habitus zum Ausdruck.« (Müller 1997: 376 f.) In diesem Sinne kann man Lebensstile durch die Elemente Ganzheitlichkeit, Freiwilligkeit, Charakter sowie Stilisierungschancen und -neigungen beschreiben. In wohlhabenden und liberalen Gesellschaften haben die Menschen mehr Chancen zur Stilisierung ihrer Lebensführung als in armen und autoritären Gesellschaften. Man denke nur an die alte liberale Bundesrepublik und die alte autoritäre Deutsche Demokratische Republik. Aber auch die individuellen Stilisierungsneigungen variieren je nach Alter und Schichtzugehörigkeit. In der Jugend und in den oberen Statuslagen sind sie am höchsten, im Alter und in den unteren Schichten am geringsten ausgeprägt.

Zwischen Werten, Milieus und Lebensstilen bestehen starke Verknüpfungen. Aber sie gehen nicht ineinander auf, denn dann benötigte man nicht drei Begriffe. Vereinfacht kann man sagen: Milieus sind Gruppierungen, in denen unter anderem typische Wertegefüge vorherrschen. Lebensstile entstehen, wenn Menschen aus bestimmten Milieus unter bestimmten Alltagsbedingungen typische Denk-, Verhaltens- und Kulturmuster zur Organisation ihres Alltagslebens ausbilden.

3 Wertewandel

Entwickelte liberale Gesellschaften weisen drei gemeinsame Entwicklungstrends auf: einen Wandel der gesellschaftlich dominanten Werte, das Verblässen von Klasse und Schicht zugunsten von Milieus und den Übergang von kollektiv geprägten Lebensweisen zu individuell gewählten Lebensstilen. Schauen wir uns den ersten der drei Trends nun im Hinblick auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg für die Bundesrepublik an.

Materielle Werte verlieren, postmaterielle Werte gewinnen an Bedeutung

Die 1950er- und 1960er-Jahre waren in der westlichen Welt durch einen beispiellosen Wohlstandszuwachs (in der alten Bundesrepublik »Wirtschaftswunder« genannt), durch die Bildungsexpansion, durch eine Verkürzung der Arbeitszeit

und Ausweitung der Freizeit, durch eine hohe soziale Sicherheit und eine Liberalisierung der Werte gekennzeichnet.

In den 1970er-Jahren hat der amerikanische Soziologe Ronald Inglehart (1989) in der westlichen Welt einen einschneidenden Wertewandel von materialistischen (Vermögen und Besitztum) zu postmaterialistischen Werten (Selbstverwirklichung und Kommunikation) ausgemacht. Seine Überlegungen beruhen auf zwei zentralen Annahmen: 1. Menschen begehren das in ihrer Umwelt, was relativ knapp ist (die Mangelhypothese). Die ältere Generation musste in der akuten Mangelsituation unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, so seine Vermutung, zunächst materielle Bedürfnisse befriedigen – infolgedessen war sie Anhänger materialistischer Werte; aber schon ihre Kinder – in den neu gewonnenen Wohlstand hineingeboren – würden dagegen verstärkt postmateriellen Werten der Selbstverwirklichung folgen. 2. Die grundlegenden Werte eines Menschen werden in seinen jungen Jahren, in der »formativen Periode« geprägt und bleiben über den gesamten Lebenslauf stabil (die Sozialisationshypothese). Frühzeitig gebildete und dauerhafte Werte dienen als Richtschnur und Orientierung für die gesamte Lebensführung eines Menschen. Einmal Materialist, immer Materialist; einmal Postmaterialist, immer Postmaterialist.

Um den Wertewandel empirisch zu belegen, stellten die Forscher vier Fragen nach der Wichtigkeit von Zielsetzungen:

1. Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in diesem Land;
2. mehr Einfluss der Bürger auf die Entscheidungen der Regierung;
3. Kampf gegen steigende Preise;
4. Schutz des Rechts auf freie Meinungsäußerung.

Ziele 1 und 3 gelten als »materialistische«, Ziele 2 und 4 als »postmaterialistische« Werte. Nannten die Befragten zwei materialistische Ziele, wurden sie als »Materialisten«, wenn sie zwei postmaterialistische Ziele angaben, als »Postmaterialisten« eingestuft. Wer ein materialistisches und ein postmaterialistisches Ziel nannte, wurde einem »Mischtyp« zugeordnet. Nach Ingleharts Theorie muss sich der Bevölkerungsanteil der Materialisten in der Generationenfolge verringern, während der Anteil der Postmaterialisten im Zeitablauf zunimmt. Tatsächlich ging in Westdeutschland zwischen den 1970er- und den frühen 1990er-Jahren der Anteil der Materialisten zurück (auf nicht ganz 20 % der Bevölkerung im Jahre 1989), während der Anteil der Postmaterialisten im Jahre 1988 schon auf 25 % gestiegen war.

Mit diesem Wertewandel lässt sich auch ein Stück weit die in dieser Zeit zu beobachtende Individualisierung sowie die Pluralisierung von sozialen Milieus und Lebensstilen erklären. Die Menschen richteten ihr Leben nicht mehr nach tradierten kollektiven Lebensweisen ein, die sie meist von den Eltern übernom-

men hatten. Vielmehr wurde es eine Frage der individuellen Wahl oder Kreation des eigenen Lebensstils, welchen Bildungsweg man einschlägt, welche Berufswahl man trifft, ob und wenn ja, wann man eine feste Beziehung eingeht, ob man heiratet oder nicht, ob man Kinder bekommt oder nicht, ob man sich gesellschaftlich und politisch engagiert oder nicht.

Kaum hatten die Selbstverwirklichungswerte in der Gesellschaft Einzug gehalten, wurde vor allem von konservativen Kreisen und den Massenmedien auch schon Kritik laut am vermeintlich um sich greifenden »Egoismus« und »Werteverfall«. Dass Selbstverwirklichung nicht gleich zu Egoismus oder gar Werteverfall führen muss, belegen die in den 1970er-Jahren einen Höhepunkt erlebenden »neuen sozialen Bewegungen«. Politisches und gesellschaftliches Engagement waren also durchaus weiter vorhanden, doch in der jüngeren Generation war dieses Engagement nicht eine Frage des Pflichtgefühls, sondern der freiwilligen Einsicht in die Notwendigkeit politischen Protests. Zumindest eine Zeit lang gingen insbesondere bei den jungen Bildungsschichten, die immer zahlreicher in die Universitäten strömten, Selbstverwirklichung und gesellschaftspolitisches Engagement Hand in Hand.

Verlangsamung und veränderte Richtung des Wertewandels in den 1990er-Jahren

Im Laufe der 1990er-Jahre ließ sich in Deutschland jedoch eine zunehmende Stagnation des Wertewandels beobachten. Der Anteil des Mischtypus stieg von 50 % auf über 60 % an. Diese Entwicklung, die Ingleharts Prognose so gar nicht entsprach, macht deutlich, dass der Wertewandel mehrere Dimensionen hat: Die Pflichtwerte schwinden zugunsten von Werten der hedonistisch-materialistischen und der idealistischen Selbstentfaltung. Selbstverwirklichung existiert also in einer materialistischen und einer postmaterialistischen Version. Vor diesem Hintergrund kann man nach Helmut Klages (2001) fünf Wertetypen ausmachen:

- Die *Konventionalisten* (hohe Pflicht- und Akzeptanzwerte bei geringer Ausprägung der Selbstentfaltungswerte): Es handelt sich um eine zahlenmäßig schrumpfende Gruppe vorwiegend älterer Menschen (1997: 18 % der Gesamtbevölkerung), die vom Wertewandel nie erfasst worden sind. Ordnungsliebe und Anpassbarkeit machen sie zu Gegnern rascher Modernisierung.
- Die *perspektivlosen Resignierten* (alle drei Werte niedrig ausgeprägt): Diesen Typ (1997: 16 % der Gesamtbevölkerung) kennzeichnet eine durch ausbleibende Lebenserfolge entstandene Misserfolgserfahrung. Orientierungsverlust und die Suche nach Nischen zum unauffälligen Überleben bei ressentimentgeladener Ablehnung von allen riskanten, eigenverantwortlichen Herausforderungen charakterisieren diese »Ohne mich«-Haltung.

- Die *aktiven Realisten* (alle drei Wertdimensionen hoch ausgeprägt): Diese größte Gruppe (1997: 36 % der Gesamtbevölkerung) reagiert auf alle Herausforderungen durch den sozialen Wandel aktiv, pragmatisch und erfolgsorientiert. Dieses hohe Niveau der rationalen Eigenverantwortung wird flankiert durch ein betontes Aufstiegsstreben, das auch in einer flexibilisierten Gesellschaft an kalkulierbaren Maßstäben und Karriereleitern festzuhalten versucht.
- Die *hedonistischen Materialisten* (hedonistisch-materialistische Selbstentfaltung hoch, die beiden anderen Werte niedrig ausgeprägt): Diese Gruppe (1997: 14 % der Gesamtbevölkerung) zeichnet sich durch hohe Mobilität und Anpassungsfähigkeit aus. Bei ihrer aktiven Suche nach beruflichen und persönlichen Gelegenheiten und Chancen lassen sie sich vom Lust- und Erfolgsprinzip leiten und gleiten spielerisch von einem Bereich zum anderen, wenn er eine bessere Chancenverwertung verspricht.
- Die *non-konformen Idealisten* (idealistische Selbstentfaltung hoch, die beiden anderen Werte niedrig ausgeprägt): Orientiert an individueller Emanzipation und gesellschaftlicher Gleichheit, bejaht diese Gruppe (1997: 16 % der Gesamtbevölkerung) von ihrem kritischen Bewusstsein her durchaus Modernisierung und Reformen, wird aber durch die Art und Weise der Verwirklichung solcher Vorhaben durch Politik und Wirtschaft, eben weil sie nicht ihren Idealen gemäß zielführend sind, regelmäßig frustriert. Was dann bleibt, ist häufig die Überwinterung in beruflichen Nischen, wie Redaktionsstuben oder Schulen und Universitäten als Rückzugsorte für ihre Ideale.

Diese Typologie gibt nicht nur ein differenziertes Bild der Werthaltungen und ihrer Verteilung in Deutschland, mit ihr lässt sich auch die Stagnation des Wertewandels in den 1990er-Jahren und das Wiederanwachen materialistischer Orientierungen wie auch die Zunahme der gemischten Werthaltung deuten. Drei Entwicklungen haben die öffentlichen Haushalte in Deutschland stark strapaziert: Globalisierung, Europäisierung und die deutsche Wiedervereinigung. 16,5 Millionen Neubundesbürger mussten integriert werden, und aufgrund des Zusammenbruchs der ostdeutschen Industrie und der hohen Arbeitslosigkeit schossen die Transferzahlungen an die neuen Bundesländer in die Höhe, die bis 2019 degressiv gestaffelt auslaufen sollen. Zudem führte die höhere Weltmarktkonkurrenz auch zu spürbaren Wohlstandsverlusten in Westdeutschland, nachdem die durch die Vereinigung bewirkte Sonderkonjunktur abgeflaut war. Die sukzessive Rückkehr der Knappheit bewirkte einen »Wandel des Wertewandels« (Hradil 2006: 275), der sich angesichts der anhaltenden Finanz- und Wirtschaftskrise nicht so bald wieder umkehren dürfte. Dennoch zeigt die größte Gruppe der »aktiven Realisten«, dass Wertsynthesen neuer Art möglich sind und einmal etablierte Selbstverwirklichungswerte nicht einfach wieder verschwinden.

4 Die Pluralisierung sozialer Milieus und Lebensstile¹

Individualisierung und kulturelle Orientierung

Der Wertewandel, so wie ihn Inglehart für die 1970er-Jahre diagnostiziert hat, hängt mit dem breiter angelegten, fundamentalen sozialen Wandel moderner Gesellschaften hin zur Individualisierung der Lebensgestaltung zusammen (vgl. Kapitel 2: Sozialer Wandel). Verboden dazu gab es bereits im Leben von Künstlern und Wissenschaftlern der Renaissance. Sie breitete sich im Zusammenhang mit der Industrialisierung dann vor allem als großstädtisches Phänomen aus (Simmel 1900; Elias 1939). Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg und der Expansion eines Marktes von Bildungs- und Konsummöglichkeiten hat die Individualisierung dann große Teile der Gesellschaft erfasst (Beck 1986).

Mehr Einkommen, Bildung, soziale Sicherheit, Freizeit und Mobilität haben dazu geführt, dass viele Menschen über mehr Ressourcen und mehr Optionen für individuelles Handeln verfügen. Sie lösen sich dadurch von den restriktiven Verhaltensregeln der zentralen Gemeinschaften, vor allem der Familie, der lokalen Gemeinde, der Religion und der sozialen Klasse bzw. Schicht. Dadurch sind die Menschen in der Lage, aber auch dazu gezwungen, ihr Leben relativ eigenständig zu gestalten, Entscheidungen in eigener Verantwortung zu fällen. Hierdurch wachsen die Freiheiten der Lebensführung, gleichzeitig steigen aber auch die Risiken des Scheiterns. Um Halt und Richtung zu finden, schließen sich daher viele Menschen mit anderen zusammen, die ähnliche Bestrebungen, Lebensstile und Lebensziele aufweisen, oder sie lehnen sich an Vorbilder aus den Medien, der Popkultur etc. an. Individualisierung äußert sich also nicht unbedingt in immer unterschiedlicher individueller Lebensgestaltung, sondern kann zu neuen gleichförmigen sozialen Gruppierungen führen. Allerdings unterscheiden sich diese Szenen, Cliquen, Milieus und Lebensstilgruppierungen von älteren Gemeinschaften durch ihre größere Flüchtigkeit und Wandelbarkeit, sowohl was ihre charakteristischen Merkmale als auch ihre personelle Zusammensetzung betrifft: Waren früher religiöse Gemeinschaften, Klassenkulturen und regionale Zugehörigkeiten meist lebenslang prägend, so verlassen oder wechseln individualisierte Menschen die neuen Wahlgemeinschaften, wenn andere Umstände oder Neigungen es nahelegen.

Der Soziologe Ulrich Beck fasste diese neueren Individualisierungsvorgänge in drei Dimensionen (1986: 206) zusammen: »Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge (Freisetzungsdimensionen). Verlust von traditionellen

Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen (»Entzauberungsdimensionen«) und – womit die Bedeutung des Begriffs gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt wird – eine *neue Art der sozialen Einbindung* (»Kontroll- bzw. Reintegrationsdimensionen«).

Die sozialstrukturelle Prägung kultureller Gemeinschaften

Obwohl die genannten Individualisierungsvorgänge die Zugehörigkeit zu sozialen Milieus und Lebensstilen – und nicht selten auch deren Existenz – unbeständiger machen, finden sich auch in modernen Gesellschaften relativ stabile kulturelle Gruppierungen. Sie entstehen aus einer Vielzahl von Bestimmungsgründen: aus religiöser Überzeugung, aus lokaler und regionaler Überlieferung, durch Einflüsse des Berufsmilieus.

Die Habitus-theorie Pierre Bourdieus (1982) macht darüber hinaus darauf aufmerksam, dass relativ stabile soziale Milieus und Lebensstile immer wieder durch Anpassungsprozesse an die Lebensbedingungen sozialer Klassen und Klassenfraktionen zustande kommen und reproduziert werden. Bourdieu geht von drei Ressourcenarten und deren ungleicher Verteilung aus: dem ökonomischen Kapital (Geld), dem Bildungskapital (Bildungsabschlüsse, Bildungsgüter, inkorporierte Bildung) und dem sozialen Kapital (Beziehungen). Je nach Gesamtgröße ihres Kapitalbesitzes gehören die Menschen der Arbeiterklasse, dem Kleinbürgertum oder der Bourgeoisie an (vertikaler Aspekt). Und je nach Zusammensetzung bzw. Zukunftsaussichten ihres Kapitalbesitzes werden sie den Klassenfraktionen der Besitz- oder der Bildungsbourgeoisie, dem alten, dem neuen oder dem »exekutiven« Kleinbürgertum sowie den auf- und absteigenden Klassenfraktionen zugeordnet (horizontaler sowie Laufbahnaspekt).

Wenn Menschen innerhalb der jeweiligen Lebensbedingungen ihrer sozialen Klasse bzw. Klassenfraktion aufwachsen, entstehen zwangsläufig und weitgehend unbewusst klassen- und klassenfraktionsspezifische Habitusformen. Das sind latente Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster, die einerseits Spektrum und Formen alltäglichen Handelns begrenzen, andererseits aktives Handeln ermöglichen. So entsteht der typische, am Nützlichkeitsdenken orientierte Habitus der Arbeiterklasse aufgrund deren Lebenslage, die von harten Notwendigkeiten, Restriktionen und einer »Kultur des Mangels« geprägt ist. Ihr Kauf- und Konsumverhalten orientiert sich daher weniger an ästhetischen Gesichtspunkten als an Preis, Gebrauchswert und Haltbarkeit. Der Habitus der Arbeiterklasse legt also ein Sich-Einrichten in den gegebenen engen Verhältnissen nahe. Der Habitus des Kleinbürgertums dagegen ist, seiner Mittellage entsprechend, auf sozialen Aufstieg ausgerichtet, auf die ehrgeizige, teils ängstliche, teils plakative Erfüllung vorgegebener kultureller Normen. Diese Haltung greift auch über auf Fragen der

¹ Ich danke Stefan Hradil für eine Rohfassung zu diesem Abschnitt.

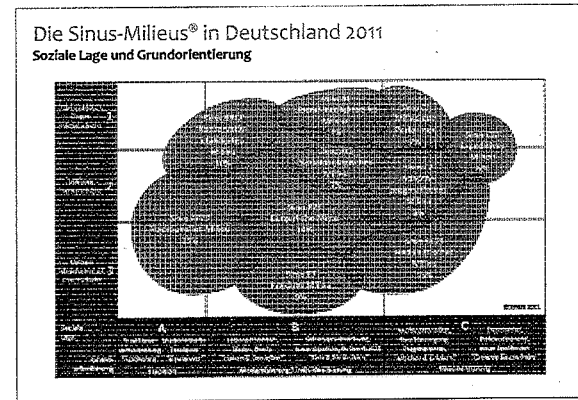
Bildung und des Geschmacks. Der Habitus des Kleinbürgertums zeichnet sich durch ein eher angestregtes Bemühen aus, »das Richtige« zu tun. Der Habitus der Bourgeoisie hingegen ermöglicht es, sich in intimer Kenntnis der »richtigen« Standards und des legitimen Geschmacks über das beflossene Kleinbürgertum zu erheben, einen eigenen Stil zu entwickeln sowie diesen unter Umständen als gesellschaftliche Norm zu propagieren und durchzusetzen. Das Kleinbürgertum ist dann wiederum gezwungen, dieser neuen »Orthodoxie« gerecht zu werden. Die Arbeiterklasse verharrt dagegen weiterhin in ihrer Kultur des Mangels. So entstehen durch die jeweiligen Habitusformen soziokulturelle Klassenmilieus, die die Vorrangstellung der Bourgeoisie immer wieder kulturell reproduzieren. Die Prägnanz der jeweiligen Habitusformen und entsprechenden sozialen Milieus zeigt sich im praktischen Verhalten, im Lebensstil, in den präferierten Wohnungseinrichtungen und Speisen, Kleidungsstilen, Sportarten und Fernsehsendungen, den bevorzugten Musikstilen, Malern, Museen und Komponisten und vielem mehr.

Die Struktur sozialer Milieus in Deutschland

»Soziale Milieus« sind Gruppen Gleichgesinnter, die ähnliche Werthaltungen, Prinzipien der Lebensgestaltung und Mentalitäten aufweisen (vgl. Abschnitt 2). Diejenigen, die dem gleichen sozialen Milieu angehören, empfinden einander als ähnlich, haben ähnliche kulturelle Wertorientierungen, interpretieren und gestalten ihre Umwelt in ähnlicher Weise und unterscheiden sich dadurch von Menschen anderer sozialer Milieus. Kleinere Milieus, die zum Beispiel typisch für eine Organisation, ein Stadtviertel oder einen Beruf sind, weisen über die gemeinsame Mentalität der Mitglieder hinaus häufig einen inneren Zusammenhang auf, der sich in einem Wir-Gefühl und in verstärkten Kontakten der Milieugehörigen zeigt.

Das Gefüge sozialer Milieus auf gesamtgesellschaftlicher Ebene ist zu einem guten Teil von der Klassen- und Schichtstruktur abhängig. Es gibt demnach typische Unterschicht-, Mittelschicht- und Oberschichtmilieus (vgl. Abbildung). Welche Werthaltungen und Mentalitäten ein Mensch aufweist, ist also – vermittelt über einen gemeinsamen Habitus – auch eine Frage seines Einkommens, seines Bildungsgrades und seiner beruflichen Stellung. Es sind diese Mentalitätsunterschiede, die die Mitglieder der einzelnen Schichten im Alltag zusammenführen bzw. trennen. »Die Grenze der Distinktion trennt die oberen von den mittleren Milieus. Die Grenze der Respektabilität trennt die mittleren von den unteren.« (Vester u. a. 2001: 26) Allerdings erstrecken sich bestimmte soziale Milieus auch »senkrecht« über Schichtgrenzen hinweg.

Abb. 1: Die Sinus-Milieus in Deutschland 2001 bis 2010



In der Regel finden sich wiederum innerhalb der einzelnen sozialen Schichten bzw. Lagen mehrere soziale Milieus »nebeneinander«. Sie unterscheiden sich in dieser Dimension vor allem nach dem Grad ihrer Traditionsverhaftung bzw. ihrer Modernität (traditionell, modern, postmodern). Denn die einzelnen Milieus sind in unterschiedlichem Maße vom Wertewandel (weg von den älteren Pflicht- und hin zu den neueren Selbstverwirklichungswerten) und von der Individualisierung geprägt. So weisen die Angehörigen des »traditionellen Arbeitermilieus«, des »traditionellen bürgerlichen Milieus« und des »etablierten Milieus« Mentalitäten auf, die dem Bewahren, den Pflichten der Menschen und ihrer Eingebundenheit in Regeln großes Gewicht geben. Auf der anderen Seite stehen die »modernen« Milieus der »Hedonisten«, der »Modernen Arbeitnehmer« und der »Postmodernen«, in denen die Menschen dem jeweils Neuen nachstreben und sich als individualisierte Menschen relativ losgelöst von Bindungen und Zugehörigkeiten empfinden. Diese Milieugehörigen weisen zwar faktisch Gemeinsamkeiten des individuellen Bewusstseins und Verhaltens auf, haben aber kaum ein Bewusstsein der Gemeinsamkeit mit anderen Milieugehörigen.

Die sozialen Milieus der Personen mit Migrationshintergrund unterscheiden sich erwartungsgemäß deutlich von denen der einheimischen Bevölkerung. Die einzelnen »Migrantenmilieus« sind jedoch nicht, wie man glauben könnte, primär von der Nationalität der Zugewanderten geprägt. Es macht wenig Sinn, zum Beispiel von »dem« Türkenmilieu oder »dem« Italienermilieu zu sprechen.

Vielmehr unterscheiden sich die »Migrantenmilieus« hauptsächlich danach, ob in ihnen traditionale bzw. religiöse Werthaltungen oder aber moderne bzw. individualisierte Werthaltungen vorherrschen. Anders als es viele Deutsche wissen wollen, machte 2008 der Anteil der tief religiösen und traditionellen Zuwanderer nur 7 % der Menschen mit Migrationshintergrund aus.

Die Übergänge zwischen sozialen Milieus sind fließend. Viele Menschen leben am Rande eines Milieus, stehen zwischen Milieus oder sind mehreren Milieus zugleich zuzuordnen. Soziale Milieus stellen zwar relativ homogene Binnenkulturen einer Gesellschaft dar, aber keine strikt voneinander getrennten gesellschaftlichen Gruppierungen mit allgemein bekannten und anerkannten Namen und symbolisch (z. B. durch die Kleidung) klar ausgewiesenen Zugehörigkeitszeichen. Es handelt sich vielmehr um von Sozialwissenschaftlern nach typischen Merkmalskonstellationen zusammengefasste sowie »künstlich« abgegrenzte und benannte Gruppierungen. In modernen Gesellschaften sind Großgruppen nicht mehr so leicht sichtbar, wie dies früher einmal der Adel, das Großbürgertum und die Industriearbeiterschaft waren. Sie müssen mehr als früher durch solche sozialwissenschaftliche »Milieulandkarten« erst sichtbar gemacht werden. Als solche Sozialkartierungen entwickeln sie ein Eigenleben, indem sie zum zustimmenden oder ablehnenden Bezugspunkt von Selbst- und Fremdidifikationen von Personen werden oder in institutionellen und kommerziellen Klassifikationssystemen (z. B. von Problemgruppen oder Konsumententypen) Eingang finden. Analoges gilt für die Gesellschaftsbegriffe selbst, die als Schlagworte in öffentlichen Debatten zirkulieren, ohne dass die dahinter stehenden sozialwissenschaftlichen Konzepte, empirischen Belege und begrenzten Geltungshorizonte wirklich reflektiert werden. Ein Beispiel dafür ist die inzwischen inflationäre Rede von der Erlebnisgesellschaft.

Soziale Milieus verändern sich im Laufe der Zeit. Sie werden größer oder kleiner, neue Milieus bilden sich heraus, alte verschwinden oder teilen sich. Allein seit den 1980er-Jahren hat sich der Bevölkerungsanteil traditioneller Milieus fast halbiert, weniger weil die Menschen in modernere Milieus wechselten, sondern weil die meist älteren Menschen in traditionellen Milieus nach und nach starben. Wie dieser Prozess der strukturellen Veränderung sozialer Milieus sich im Einzelnen vollzogen hat, wissen wir erst seit den 1980er-Jahren. Erst seit dieser Zeit liegen methodengleiche Wiederholungsuntersuchungen vor. Vieles spricht aber dafür, dass seit dem späten 19. Jahrhundert eine Pluralisierung sozialer Milieus im Gange ist. Mehr neue Milieus kommen hinzu bzw. mehr Milieus fächern sich auf, als alte Milieus verschwinden.

Was bewirkt die Milieuzugehörigkeit?

In modernen Dienstleistungsgesellschaften definieren sich die Menschen selbst nicht mehr so vorrangig durch ihren Beruf und ihre Schichtzugehörigkeit wie die Menschen in typischen Industriegesellschaften, auch wenn die zeitliche Beanspruchung durch die Berufsarbeit bei den Führungskräften und in vielen Kreativberufen keineswegs nachgelassen hat. Vielmehr identifizieren sich die Angehörigen postindustrieller Gesellschaften nicht zuletzt durch ihre Werthaltungen und damit durch ihre Milieuzugehörigkeit sowie durch ihren Lebensstil. Oft symbolisieren sie dies durch ihre Kleidung, ihren Musikgeschmack etc. und tragen somit ihre Zugehörigkeit auch nach außen.

Immer mehr Menschen wollen ihren eigenen Lebensentwurf (aus-)leben, jedoch in der Regel nicht allein, sondern zusammen mit Gleichgesinnten in der eigenen Wohnung bzw. im eigenen Haus und in der Nachbarschaft. Dies trägt dazu bei, dass die sozialen Milieus auch räumlich auseinanderrücken. Das macht sich zum Beispiel in den Städten bemerkbar. Nicht nur die sozialstrukturellen (vgl. Kapitel 7: Soziale Ungleichheit), sondern auch die soziokulturellen Merkmale der Bewohner der einzelnen Stadtviertel unterscheiden sich immer deutlicher. Angesichts dieser Tendenz hin zur *sozialen Segregation** (vgl. Kapitel 10: Siedlungsstruktur) wird es immer schwieriger, eine »soziale Durchmischung« in den einzelnen Stadtvierteln zu erreichen.

Die Menschen, die einem bestimmten sozialen Milieu angehören, denken und verhalten sich in der Praxis relativ ähnlich und unterscheiden sich dadurch von den Mitgliedern anderer Milieus z. B. hinsichtlich Konsumneigungen, Parteipräferenzen und Erziehungsstilen. Milieugliederungen dienen daher auch Marketinganalysten, um Zielgruppen zu definieren, Wahlkampfstrategen, um Wählerpotentiale zu erschließen, Sozialisationsforschern, um typische Lernstrategien zu lokalisieren und zu erklären.

Ist die Milieuzugehörigkeit von Menschen bekannt, dann weiß man viel über die Sehnsüchte, Interpretationen, Motive und Nutzenexpectationen von Menschen. So lässt sich die Nutzung bestimmter Medien, der Kauf bestimmter Konsumgüter, die Neigung zu bestimmten Parteien etc. aufgrund der Werthaltungen und Zielsetzungen der Menschen ein gutes Stück weit erklären und voraussagen. Umgekehrt kann man so aufzeigen, welche Inhalte Zeitschriftenartikel, Werbeschaften oder Parteiprogramme aufweisen müssen, um den Motiven und Werthaltungen bestimmter Menschen zu entsprechen. Ist dagegen die Schichtzugehörigkeit von Menschen bekannt, weiß man viel über die Ressourcen bzw. Kapitalien (Geld, Bildung, Beziehungen etc.), die den Einzelnen zur Verfügung stehen, um ihre Ziele zu erreichen und ihren Werthaltungen gemäß zu leben. Auf diese Weise können sich Informationen und Daten zur Schicht- und zur Milieuzugehörigkeit sehr gut ergänzen.

Im Übrigen stellte sich im Rahmen internationaler Milieuvorgleiche immer wieder heraus, dass sich die Mentalitäten von Angehörigen bestimmter Milieus über Ländergrenzen hinweg nur wenig unterscheiden. Innerhalb von Ländern waren die Unterschiede zwischen den einzelnen Milieus wesentlich größer. Daher hat man transnationale »Metamilieus« (wie z. B. »Konsum-materialistische Milieus«; vgl. Hradil 2006) herauspräpariert, die sich in ähnlicher Weise in vielen Ländern finden.

Lebensstilgruppierungen in Deutschland

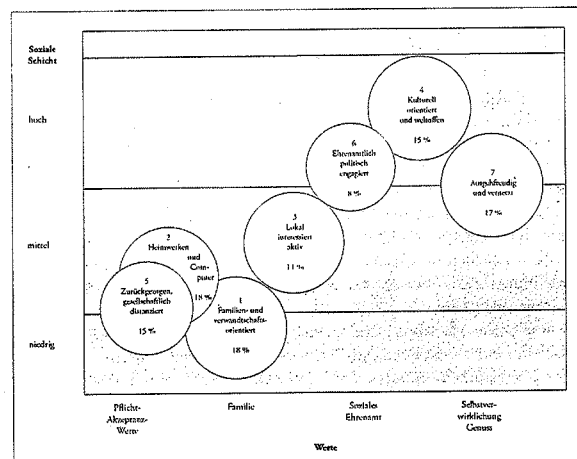
Als Lebensstil bezeichnet man die typischen, mehr oder minder frei gewählten Routinen und Muster des Alltagsverhaltens von Menschen (siehe Abschnitt 2). Lebensstile werden unter anderem beeinflusst von den Werthaltungen und damit von der Milieuzugehörigkeit der Menschen. Ein »Konservativer« wird in der Regel andere Gewohnheiten und Präferenzen haben als ein »Hedonist«. Aber auch die verfügbaren Ressourcen und damit die Klassen- und Schichtzugehörigkeit sowie die Haushalts- und Familienform prägen den Lebensstil. Wer über wenig Geld oder Bildung verfügt, dem werden bestimmte Lebensstile unerschaffbar bleiben. Wer eine Familie gründet, der wird erleben, wie schnell und drastisch sich sein Lebensstil verändert. Bis zu einem gewissen Grad sind Lebensstile aber nicht nur von außen geformt, sondern werden von Menschen selbst gestaltet. In wohlhabenden und liberalen Gesellschaften, die den Menschen viele Möglichkeiten zur Lebensgestaltung bieten, spielen Lebensstile daher eine größere Rolle als in armen und autoritären Gesellschaften.

Lebensstile in Deutschland 2013

Ähnlich wie die Milieuzugehörigkeit ist der Lebensstil identitätsbildend geworden; es ist heute auch eine Frage des Lebensstils, wie sich Menschen selbst einordnen und im Verhältnis zu anderen sehen. In vielen Fällen, jedoch keineswegs immer, demonstrieren Menschen ihren Lebensstil (in Kleidung, Wohnungseinrichtung, Fahrzeugen etc.) deutlich nach außen, um Zugehörigkeiten und Abgrenzungen den Mitmenschen deutlich zu machen und die eigene Identität über die Reaktionen der Mitmenschen zu festigen. Lebensstile sind so auch zu einer wichtigen Basis für das Suchen und Finden von Freunden und Partnern geworden.

Ähnlich wie soziale Milieus weisen auch die verschiedenen Lebensstilgruppierungen in der Regel Affinitäten zu einer bestimmten sozialen Schicht oder Klasse auf. Durch die Zunahme der Ungleichheit von Einkommen und Vermögen (vgl. Kapitel 7) rücken die Lebensstilgruppen daher in vertikaler Hinsicht weiter aus-

Abb. 2: Lebensstile in Deutschland



Quelle: Hradil/Spellerberg 2011: 59

einander. Auf diese Weise schlägt sich die wachsende soziale Ungleichheit auch im Alltagshandeln der Menschen nieder. Durch die Pluralisierung sozialer Milieus in den letzten Jahrzehnten, auch infolge der Zuwanderung aus ganz anderen Kulturkreisen, entfernen sich die Lebensstilgruppen auch horizontal voneinander. Wer in Deutschland lebt, sieht sich also keiner geschlossen-einheitlichen Kultur gegenüber. Vielmehr herrscht, wie in den meisten freiheitlichen westlichen Gesellschaften, eine pluralistisch-heterogene kulturelle Gemengelage aus vielfältigen historischen Erfahrungen, gemeinsamen westlich-europäischen Werten und genuin nationalen Eigenarten vor. Im Falle Deutschlands liegt die Einzigartigkeit im Trauma von Krieg, Gewalt und beispielloser Vernichtung, wie der Holocaust lehrt. Dies ist unter anderem für die anhaltende Debatte um die Integration von Zuwanderern bedeutsam. Die geforderte Anpassung an eine gemeinsame deutsche (Leit-)Kultur kann daher nur auf das Erlernen der deutschen Sprache, auf Erfolge im Bildungswesen und auf dem Arbeitsmarkt sowie auf die Einhaltung von (grund-)gesetzlichen Normen zielen.

5 Wandel der Lebensläufe und Biografien

Infolge der Pluralisierung von Haushalts- und Familienformen, der Bildungsexpansion, der Veränderungen des Arbeitsmarkts und nicht zuletzt der Individualisierung und der Auffächerung sozialer Milieus und Lebensstile haben sich die Rahmenbedingungen verändert, die die Lebensläufe und Biografien der Menschen strukturieren. Mit *Lebenslauf** ist die objektive Bewegung eines Menschen durch gesellschaftliche Institutionen im Laufe seiner Lebenszeit gemeint. Als *Biografie** wird die subjektive Wahrnehmung und Interpretation eines Lebenslaufs bezeichnet.

In allen Gesellschaften und Kulturen werden die verschiedenen Lebensalter in eine Abfolge gebracht und häufig auch in eine Stufenfolge gegliedert, die zeitlich gestaffelte Pflichten und Rechte gegenüber der Gemeinschaft begründen. Dies wurde immer wieder mit der Natur des Menschen (Geburt, Kindheit, Jugend, Erwachsensein, Reife, Alter, Tod) in Zusammenhang gebracht. Kulturanthropologie und Soziologie haben jedoch gezeigt, dass Lebensläufe in der Sozialstruktur und Kultur einer Gesellschaft institutionell verankert sind. Sie sind daher alles andere als »natürlich«, sondern durch gesellschaftliche Institutionalisierung über Regeln und Riten geordnet, so dass sie über Raum und Zeit, also über Regionen und verschiedene Gesellschaftstypen hinweg stark variieren.

Was die zeitliche Struktur von Lebensläufen, also die Verweildauer in bestimmten Phasen (Schule, Beruf, Ehe und Familie), und das Alter bei wichtigen Übergangsereignissen betrifft (wie Konfirmation, Abitur, Volljährigkeit, Ausbildungs- bzw. Studienabschluss, Eintritt in den Beruf oder Heirat, erstes Kind usw.), so können für die Nachkriegszeit in Westdeutschland zwei Perioden ausgemacht werden: erst eine Phase der Institutionalisierung und *Standardisierung* bis Ende der 1960er-/Anfang der 1970er-Jahre und dann eine Phase der De-Institutionalisierung, *Pluralisierung* und Entstandardisierung der Lebensverläufe. Der standardisierte Lebenslauf bzw. die »Normalbiografie« der Nachkriegszeit wurde in die Phasen der Kindheit (Familie), der Jugend (Schule und berufliche Ausbildung), des Erwachsenenalters (Erwerbsleben bzw. Hausfrau) und des Alters (Rente) eingeteilt. Vor allem die Bildungsexpansion hat eine Entstandardisierung der Lebensläufe eingeleitet und kann somit als eine treibende Kraft beim Wandel der Lebensläufe und Biografien angesehen werden (Hurrelmann 2003). Insbesondere die Jugendphase hat umfangreiche Modifikationen erfahren. Als Folge der Bildungsexpansion verbringen junge Menschen heutzutage nicht nur mehr Jahre im Bildungssystem, sie steigen dementsprechend auch später in das Berufsleben ein und erlangen somit ihre ökonomische Unabhängigkeit mehrheitlich erst jenseits der 25 und nicht selten erst jenseits der 35 (Abels u. a. 2008).

Diese Entwicklungen brachten eine »neue« Phase im Lebensverlauf hervor, die als *Postadoleszenz* bezeichnet wird. Gemeint ist damit die Phase zwischen Jugend und Erwachsenenalter, die geprägt ist durch eine frühere soziokulturelle (und auch sexuelle) Selbstständigkeit bei einer längeren ökonomischen Unselbstständigkeit. So lebten beispielsweise im Jahr 2007 in Deutschland von den 18- bis 24-Jährigen zwei Drittel der Frauen (68 %) und vier Fünftel der Männer (80 %) noch im Elternhaus. Diese Ausdehnung der Postadoleszenz variiert jedoch nicht nur geschlechtsspezifisch, sondern auch milieuspezifisch. In den unteren Sozialschichten ist die Übergangsphase oftmals kürzer, was u. a. auf den kürzeren Bildungsweg und den früheren Berufseinstieg zurückzuführen ist. Die soziale Herkunft, die besonders in Deutschland einen großen Einfluss auf die Bildungschancen der Jugendlichen hat, ist daher als wichtiger Bedingungsfaktor für die Dauer der Postadoleszenz zu bewerten.

Parallel zum späteren Berufseinstieg verschiebt sich in Deutschland auch die Gründung einer eigenen Familie zeitlich immer mehr nach hinten. Die Zahlen des Statistischen Bundesamts verdeutlichen den auffälligen Anstieg des Heiratsalters: Im Jahr 1991 betrug das Alter bei der Erstheirat von Frauen 26,1 Jahre und von Männern 28,5 Jahre. Bis 2008 ist das Durchschnittsalter der Frauen auf 30 Jahre und bei Männern auf 33 Jahre angestiegen. Auch das Durchschnittsalter von Frauen bei der Geburt ihres ersten Kindes ist in diesem Zeitraum kontinuierlich angestiegen und lag 2009 bei 30,4 Jahren (Destatis).

Darüber hinaus hat in Deutschland in den letzten Jahrzehnten die Verbreitung von *nichtkonventionellen bzw. nichtfamilialen Lebensformen* deutlich zugenommen (vgl. Kapitel 5: Familie). Dazu zählen u. a. Alleinerziehende, nichteheliche Lebensgemeinschaften, Alleinlebende mit und ohne festen Partner, gewollt kinderlose und gleichgeschlechtliche Paare. Die enge Verflechtung mit Prozessen der Entstandardisierung und *De-Institutionalisierung der Normalbiografie* wird hier deutlich: Einst »selbstverständliche« biografische Stationen wie Ehe oder Elternschaft sind zu Optionen, zu Wahlmöglichkeiten geworden, die allerdings nicht immer genau so und genau zu diesem Zeitpunkt von den Individuen gewollt werden. Wenn es wirklich nur nach den Wünschen der Individuen ginge, gäbe es in Deutschland durchaus mehr Ehen, feste Partnerschaften und Kinder als derzeit.

Standardisierte Lebenslaufmuster sowie traditionelle Biografiemodelle haben sich ebenso wie andere Aspekte der privaten Lebensführung im Zuge des Modernisierungsprozesses offenkundig gewandelt. Zum einen eröffnen Individualisierungstendenzen mehr Chancen und Freiräume für die individuelle Gestaltung der Biografie. Zum anderen entstehen aus der engen Verknüpfung von Lebensverlauf und gesellschaftlichem und vor allem wirtschaftlichem Strukturwandel auch »neue« Risiken und Unsicherheiten (Schneider u. a. 2000). So zeichnet sich

in der Arbeitsmarktentwicklung seit Jahren ein Rückgang an Festanstellungen und lebenslangen Normalarbeitsverhältnissen ab. In beruflicher Hinsicht, aber auch auf der Ebene privater Lebensführung wird vom Einzelnen immer mehr »Flexibilität« gefordert. Durch den stetigen Wandel der ökonomischen Anforderungen in der modernen kapitalistischen Gesellschaft werden die Individuen gezwungen, sich möglichst schnell auf Veränderungen einzustellen, sich ihnen anzupassen und lebensverlaufsrelevante Entscheidungen im Hinblick auf Berufswahl, Wohnort oder auch Familiengründung daran auszurichten (Sennett 1998). Normal werden der Job, der Lebensort und der Partner auf Zeit.

Hinter diesem Flexibilisierungstrend verbirgt sich jedoch keineswegs eine kontinuierlich fortschreitende oder gar unaufhaltsame Entwicklung. Vielmehr lassen die Folgen des demografischen Wandels in Deutschland erneut einen Umbruch erwarten. Sowohl die seit drei Jahrzehnten auf niedrigem Niveau stagnierende Geburtenrate als auch die steigende durchschnittliche Lebenserwartung der Bevölkerung führen dazu, dass in den kommenden Jahren der Anteil älterer Menschen immer größer werden wird (Geißler 2006: 41 ff.; vgl. Kapitel 3: Bevölkerung). Diese *Alterung und Schrumpfung der Gesellschaft* könnte dazu führen, dass bis 2040 das Arbeitskräfteangebot in Deutschland um etwa ein Viertel zurückgeht. Eine »Verrentungswelle« der geburtenstarken Jahrgänge aus den 1960er-Jahren steht bevor, die einen hohen Bedarf an Nachwuchskräften nach sich ziehen wird. Der Mangel an jungen Fachkräften und das steigende Durchschnittsalter der arbeitenden Bevölkerung werden Wirtschaft und Gesellschaft vor neue Herausforderungen stellen. Insbesondere Unternehmen werden durch die verschärfte Konkurrenz um qualifizierte Arbeitskräfte unter Druck geraten, sich auf den demografischen Wandel einzustellen, indem sie beispielsweise bessere Rahmenbedingungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf schaffen und diese auch langfristig erhalten (Fuchs 2002). Das könnte den Weg ebnen hin zu einer besseren »work-life-balance« für die Menschen bei einer gleichzeitigen Abkehr von überzogenen Flexibilisierungsanforderungen.

6 Säkularisierung und die Rückkehr der Religion?

In vormodernen Gesellschaften spielte die Religion stets eine zentrale Rolle: Zum einen ist sie neben der weltlich-politischen Macht die größte geistige Autorität der Gesellschaft. Über weite Strecken herrschten weltliche Regierung (der Adel durch das »Schwert«) und spirituelle Regierung (die Kirche durch das »Zepter«) vereint über die Gesellschaft. Zum anderen markiert die Religion die Lebensführungsmacht schlechthin. Denn sie ist es, die den Menschen vorschreibt, wie sie

zu leben haben oder doch zumindest leben sollten, wenn sie sich die Aussicht auf das Paradies im Jenseits erhalten wollen. Sie diktiert die Werte, sie bestimmt die kirchliche Milieubindung, und sie schreibt den richtigen Lebenswandel vor. So riet Martin Luther den Protestanten zu einem Lebensstil des »Ora et labora«, des »Bete und arbeite«, und mithin zur Einheit von beruflicher Pflichterfüllung und religiöser Lebensführung.

Diese Einheit zerbröckelt mit dem Anbruch der Moderne. Die Religionen, allen voran Protestantismus, Katholizismus und Judentum, stehen mit der Moderne regelrecht auf Kriegsfuß. Zwar war zumindest der Protestantismus mit seiner Propagierung des *religiösen Individualismus* ein Stück weit modern – man denke nur an Luthers bahnbrechende Tat der Bibelübersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche und den Aufruf, durch Bibellektüre seinen eigenen Weg zu Gott zu finden. Doch seither scheinen Säkularisierung und Entzauberung der Welt (Max Weber) unaufhaltsam voranzuschreiten. In diesem Prozess wird die Religion als umfassende Lebensführungsmacht abgelöst von anderen Systemen wie der Wirtschaft (Kapitalismus), der Politik (Demokratie), der Wissenschaft (Wissen statt Glauben), einer säkularen Bildung und Erziehung, ja Kultur überhaupt (Individualismus, der nicht religiös, sondern weltlich begründet ist). Wozu braucht man noch Religion, wenn die wichtigsten Lebensziele nicht mehr im religiösen Heil, sondern im weltlichen Erfolg und diesseitigen Reichtum gesucht und gefunden werden? Das Jenseits, einstmals als Paradies im Glauben herbeigesehnt, ist verblasst angesichts der vielfältigen »irdischen Paradiese«, die im Diesseits locken.

Betrachtet man vor diesem Hintergrund die Entwicklung der Religionen und Kirchen in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg, so findet sich eine vergleichbare Entwicklung wie beim Werte- und Milieuwandel. Nach dem Krieg waren in West- und Ostdeutschland 80 % der Bevölkerung in den beiden großen christlichen Kirchen religiös gebunden. Dieses einheitliche Bild zwischen West und Ost änderte sich in der Folgezeit radikal durch die staatlich verordnete Säkularisierung von oben in der DDR, die nach Überwindung harter Widerstände sehr erfolgreich und nachhaltig war. Heute gehören den beiden großen Kirchen rund 65 % der Gesamtbevölkerung an; in den neuen Bundesländern sind es nur noch 28 % der Bevölkerung. Aber auch in den alten Bundesländern zeichnen sich in jüngerer Zeit eine wachsende Entkirchlichung, Pluralisierung sowie Individualisierung und Privatisierung religiöser und spiritueller Glaubensüberzeugungen ab.

Die *Entkirchlichung*, also die Distanzierung der Menschen von den religiösen Lehren und Riten der Anstaltskirchen, kommt im Rückgang des Glaubens an Gott und an ein Leben nach dem Tode zum Ausdruck.

Die Abnahme der Kirchenbindung zeigt sich zudem am rückläufigen Kirchenbesuch. Dieser Prozess setzte in den 1960er- und 1970er-Jahren ein und

hat sich in den 1990er-Jahren fortgesetzt. Dennoch halten viele Menschen an ausgewählten religiösen Dienstleistungen bei Geburt, Heirat oder Tod fest und besuchen einmal im Jahr zu Weihnachten eine Christmesse, auch wenn sie keine Kirchensteuern mehr entrichten.

Religionsgemeinschaften in Deutschland im Bezugsjahr 2010 (in Millionen)

Konfessionslos/keine Zuordnung	24,8
Katholische Kirche	24,7
Evangelische Landeskirchen	23,9
Islam	4
Freikirchen/Sondergemeinschaften	1,5
Orthodoxe/orientalische Kirchen	1,4
Neue Religionen/Esoterik	1
Buddhisten	0,25
Jüdische Gemeinden	0,12
Hinduisten	0,11

Quelle: Religionswissenschaftlicher Medien- und Informationsdienst e.V. (REMID 2012)

Die *Pluralisierung* der Religionen kommt im Wachstum nichtchristlicher Religionsgemeinschaften (wie des Buddhismus und Hinduismus) ebenso zum Ausdruck wie in der Zunahme außerkirchlicher Formen der Religiosität (wie neu-religiöse Gemeinschaften) und Spiritualität (New Age und andere esoterische Bewegungen). Inzwischen ist auch der Islam in Europa und Deutschland zu einer großen Religionsgemeinschaft und ernsthaften Herausforderung für die westlichen Werte und Lebensstile geworden. In Deutschland stellt der Islam mit 4 Millionen Gläubigen die drittgrößte Religionsgemeinschaft dar.

Unter *religiöser Individualisierung* werden ganz unterschiedliche und zum Teil in sich heterogene Prozesse neuer Religiosität verstanden. Zum einen zeichnet sich als neuartiges Phänomen ein »Glauben ohne Zugehörigkeit« ab. Man glaubt an Transzendentes, ohne einer der großen Kirchen anzugehören. Zum anderen spiegelt dieser Prozess eine Ausweitung des Religiösen wider, die auch die Schaffung einer »Bastel-Religiosität« aus dem gesamten Arsenal spiritueller Angebote umfasst; sei es die Sakralisierung der eigenen Person als Extremform religiöser Subjektivität, sei es die Wiederkehr des Okkulten oder auch die Sakralisierung von Liebes- und Transzendererfahrungen mit oder ohne Drogeneinsatz. Je nach Alter, Bildung und Milieuzugehörigkeit scheint sich eine facettenreiche »religiöse und spirituelle Erlebnisgesellschaft« herauszubilden.

Ob und inwieweit diese Prozesse im 21. Jahrhundert zu einer »Rückkehr des Religiösen« (Pollack 2009) führen werden, muss an dieser Stelle offenbleiben. Eingedenk des Weberschen Mottos, dass wirtschaftlich gute Zeiten schlechte Zeiten für die Religion sind und umgekehrt, könnten Knappheit, Flexibilität und Unsicherheit neue Religiositätschancen für die etablierten Kirchen eröffnen, wenn es ihnen gelingt, glaubhafte und erlebnisgerechte Angebote gerade für die jüngeren Generationen zu schaffen, die eine sinnhafte tolerant-freieitliche Alternative zu einem autoritär-paternalistischen Islamismus einerseits sowie zu global operierenden Sektenbewegungen wie z. B. Scientology andererseits bereitstellen. Wahrscheinlicher dürfte aber die weitere Ausbreitung und Ausdifferenzierung von populärkulturellen Formen der Religiosität und Spiritualität (Knoblauch 2009) sowie neuer Formen konfessionsfreier Sinnstiftungsagenturen sein.

7 Ausblick

Die 1960er- und 1970er-Jahre haben in Deutschland, nicht zuletzt durch die Studentenbewegung von »1968«, einen deutlich sicht- und erkennbaren Werte-, Milieu- und Lebensstilwandel eingeläutet. Das demonstriert der Wandel von materialistischen zu postmaterialistischen Werten, die Individualisierung und die Pluralisierung von Milieus und Lebensstilen. Er führte zur Diagnose einer »*Erlebnisgesellschaft*«, in der »objektive« Großgruppen, deren Mitglieder sich und andere mit Blick auf ihre »äußeren« Lebensbedingungen definieren, mehr und mehr Erlebnismilieus weichen, in denen individualisierte Menschen ihre subjektiven Lebensziele zu erreichen und ihre »inneren« Erlebnisse zu optimieren suchen (Schulze 2005).

Auch wenn »1989« euphorisch das »Ende der Geschichte« (Francis Fukuyama) ausgerufen wurde, weil nach dem Zusammenbruch des Ostblocks das westliche Modell mit seinen liberalen Werten, seiner Demokratie und seinem Individualismus auf ganzer Linie einen welthistorischen Sieg errungen zu haben schien, sehen die empirischen Erfahrungen der von der »Zeitenwende« betroffenen Menschen etwas anders aus. Im Gefolge von Globalisierung, Europäisierung und der deutschen Wiedervereinigung haben sich neue Problemlagen, Situationsdefinitionen und ein neuer Erwartungshorizont aufgetan. Schon in den 1990er-Jahren, spätestens aber in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts sind Probleme der Knappheit, der Unsicherheit und der Flexibilisierung wieder auf die Tagesordnung getreten. Der Vormarsch des Postmaterialismus ist zum Stillstand gekommen. Das bringt dieses Wertmuster nicht einfach zum Verschwinden, aber der Mischtypus von Materialismus und Postmaterialismus überwiegt eindeutig. Gerade die jüngere

Generation erfährt am eigenen Leibe die Stagnation der Realeinkommen, den schwierigen Übergang ins Berufsleben, durchsetzt mit unbezahlten Praktika und befristeten Arbeitsverhältnissen, die Probleme bei der Familiengründung und den wohlfahrtsstaatlichen Rückbau der sozialen Sicherheit. Einerseits gehalten, für eine wachsende Rentnergeneration solidarisch einzustehen, andererseits für die eigenen Kinder und das eigene Alter schon heute vorzusorgen, weil die Rentensätze im Zuge der demografischen Alterung dynamisch nach unten angepasst werden, lässt sich die Kombination von materialistischen und postmaterialistischen Werten als rationale Antwort des »flexiblen Menschen« (Sennett 2006) auf diese neuen Herausforderungen verstehen. Die Sorge für das eigene Wohlergehen, vor allem auch im Alter, und die Sorge um die Umwelt – von der drohenden Zerstörung der Natur bis zum Klimawandel – gehen in der jüngeren Generation eine neue Synthese ein. Die herrschenden Wertvorstellungen und Standards aus den goldenen Zeiten der alten Bundesrepublik werden sozial und ökonomisch ausgehebelt und kulturell als Ideal nostalgisch verklart: Das »Normalarbeitsverhältnis«, also eine Festanstellung auf Lebenszeit mit gutem (Familien-)Einkommen und wohlstandserhaltender sozialer Absicherung, wird für die Mehrheit der jüngeren Generation trotz besserer Ausbildung und Qualifikation zum unerreichbaren Traum; der »Standardlebenslauf« mit einem institutionalisierten Sequenzmuster von Lebensstationen wird einerseits moralisch zur Norm erhoben, andererseits aber aufgrund fehlender institutioneller Passungen immer mehr zur empirischen Ausnahmeerscheinung. Während die Individuen ihre Lebensläufe im Sinne von »curricula-vitae« optimieren, vermag die Berufswelt keine adäquaten Arbeitsplätze für die nachwachsende Generation bereitzustellen. Längst ist die Personalpolitik in Wirtschaft und Staat vom Sparfieber angesteckt worden. Erst wenn die demografische Alterung nachhaltig zu wirken beginnt, wird der »Markt« wieder fairer entlohnen müssen. Auch die Vorstellungen einer »Normalbiografie« werden unter diesen Voraussetzungen mehr und mehr zur Illusion. Tempo und Taktung von Ausbildung, Berufseinstieg, Eheschließung und Familiengründung, vom Immobilienerwerb ganz abgesehen, werden immer kontingenter, ungewisser und unsicherer.

Gleichzeitig wächst die soziale Ungleichheit, und die ökonomische Polarisierung der Gesellschaft nimmt zu. Die in den letzten Jahren noch einmal deutlich gestiegene Konzentration des Reichtums und der Vermögen an der Spitze der Gesellschaft und die wachsende Armut am unteren Ende lassen auch die Milieus der Mittelschicht nicht unberührt. Die Mittelschicht, Stabilisator für Sozialstruktur und Kultur einer Gesellschaft, schrumpft (siehe Kapitel 7). Das dürfte auf längere Sicht auch Rückwirkungen auf Werte, Milieus und Lebensstile haben. Kurz und prägnant lässt sich das am Bedeutungswandel des Begriffs *Reform* ablesen. In den 1960er- und 1970er-Jahren bedeutete er stets ein »Mehr« und ein »Besser«;

mehr Wohlstand und höhere Lebensqualität bei gestiegener sozialer Sicherheit. Heute wird das Wort in der Bevölkerung mit Vorstellungen eines »Weniger« und »Schlechter« assoziiert: weniger Wohlstand, geringere Lebensqualität und mehr Prekarität bei gestiegenen Anforderungen an die Eigenvorsorge. Der überwiegende Teil der deutschen Bevölkerung würde wohl dem Titel eines jungen deutschen Films zustimmen: »Die fetten Jahre sind vorbei«. Längst sind wir wieder aus dem Zeitalter der von Soziologen sogenannten »Reichtumsungleichheit« (Berger/Hradil 1990: 16) zurückgekehrt in die Ära der Knappheitsungleichheit, wie die beobachtbaren Trends zur Prekarisierung und Flexibilisierung der Beschäftigungs- und Lebensverhältnisse andeuten. In dem Maße, wie sich die Gesellschaft polarisiert in die Minorität der Gewinner und die Majorität der Verlierer, könnten auch kollektive Sinnangebote in der individualisierten Gesellschaft wieder an Einfluss gewinnen, die auf eine politische Umkehrung dieser Tendenz hinwirken, um den Weg zu einer demokratischen, sozial gerechten und ökologisch nachhaltigen Informations-, Wissens- und Tätigkeitsgesellschaft einzuschlagen.

Weiterführende Literatur

- Berger, Peter A./Hitzler, Ronald (Hg.) (2010): *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »Jenseits von Stand und Klasse«?*, Wiesbaden: VS.
- Facettenreiche Diskussion der Beck'schen Individualisierungsthese.
- Bertelsmann Stiftung (Hg.) (2008): *Religionsmonitor 2008*, Gütersloh: Bertelsmann (2. Aufl.).
- Aktueller Überblick über die religiöse Lage in Deutschland und der Welt.
- Dangschat, Jens/Blasius, Jörg (Hg.) (1994): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*, Opladen: Leske + Budrich.
- Gelungener Überblick über den Forschungsstand zur Lebensstilforschung in den 1980er-Jahren.
- Neugebauer, Gero (2007): *Politische Milieus in Deutschland. Die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung*, Bonn: Dietz.
- Interessante Anwendung des Milieukonzeptes auf die politische Landschaft in Deutschland.
- Solga, Heike/Powell, Justin/Berger, Peter A. (Hg.) (2009): *Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*, Frankfurt/M.: Campus.
- Gelungener Sammelband mit den einschlägigen Texten zur Analyse von Sozialstruktur, Milieus und Lebensstilen.

Vögele, Wolfgang/Bremer, Wolfgang/Vester, Michael (Hg.) (2002): *Soziale Milieus und Kirche*, Würzburg: Ergon.

Umfassender Versuch, das Verhältnis von Milieu und Kirche zu charakterisieren.

Kapitel 9

Innere Sicherheit und soziale Kontrolle Wie viel Freiheit ist möglich?

Hans-Jörg Albrecht

1 Definitionen und Konzepte

Der Begriff der Inneren Sicherheit tauchte in Deutschland in den 1960er-Jahren in kriminalpolitischen Auseinandersetzungen um die Beschreibung von Gefahren auf, die in den damaligen Protestbewegungen und dann vor allem im deutschen Terrorismus der 1970er- und 1980er-Jahre gesehen wurden. Im Vordergrund steht die Warnung vor Bedrohungen des staatlichen Gewaltmonopols und der verfassungsmäßigen Grundlagen. Insoweit unterscheidet sich der Begriff der Inneren Sicherheit von dem juristischen Begriff der Öffentlichen Sicherheit (und Ordnung). Die Öffentliche Sicherheit ist als Begriff des Polizeirechts umfassend auf Schutz und Verletzungen der allgemeinen Rechtsordnung, der subjektiven Rechte der Bürger sowie staatlicher Institutionen ausgerichtet und definiert die sachlichen Zuständigkeiten der Polizei. Ab den 1980er-Jahren wird die Innere Sicherheit zunehmend im Zusammenhang mit Gewaltkriminalität, dem Auftreten von organisierter und transnationaler Kriminalität, Drogenhandel, Korruption, Cyber- und Computerkriminalität und dem internationalen Terrorismus thematisiert und damit auf die Sicherheit der Bürger vor kriminellen Übergriffen anderer beschränkt.

Die für die Sicherheit zuständigen staatlichen Institutionen

Innere Sicherheit ist eng verknüpft mit dem staatlichen Gewaltmonopol, das die Ausübung legitimer Gewalt den staatlichen Institutionen des Militärs, der Polizei sowie der Strafjustiz und Einrichtungen der Strafvollstreckung und des Strafvollzugs anvertraut und private Gewalt (mit den wenigen Ausnahmen der Notwehr und des Notstands) in die Illegalität verdrängt. Die Innere Sicherheit ist den Polizeibehörden und den für diese zuständigen Innenministerien zugewiesen; für die Äußere Sicherheit sind das Verteidigungsministerium und die Bundeswehr zuständig. Entsprechende Differenzierungen finden sich in der Organisation der Geheimdienste, denen die Aufgabe zugewiesen ist, Gefahren für den Bestand der verfassungsgemäßen Ordnung und Sicherheit aufzuklären, wobei diesen Behör-